Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

(12. Fortsetzung.)

„Möchten Sie denn die kostbaren und nützlichen Metalle für immer unter der Erde schlafen lassen?"

„Nun ja, meinetwegen könnte man Gold und Diamanten herausholen, aber Blei und Eisen und schon mehr als genug da, die könnte man liegen lassen. Mich dünkt, man sollte lieber nach Trüffeln forschen. Wenn ich in einem Stand lebte, worin ich gezwungen wäre, einen Beruf zu wählen, so würde ich Trüffel-Ingenieur."

Er lachte über seinen eigenen Witz.

Isabella schaute zum anderen Paar hinüber, das sich noch lebhafter unterhielt. Alfred hatte einen Stern aufgenommen und schien Valentine etwas auszulegen. Ihre Haltung zeugte von großem Interesse.

„Glaubt der Maulwurf, daß er Valentinens Herz mit den Steinen gewinnen wird?" fuhr Sosthenes verächtlich fort, „in früherer Zeit versuchte man es durch Blumen."

„Und Sie würden es durch Trüffeln versuchen, nicht wahr?"

„Ich glaube, daß ich damit besser Erfolg haben würde. Er hat etwas Pedantisches an sich, finden Sie nicht? Es freut mich, daß Sie nicht für ihn eingenommen sind, und sich von ihm entfernt halten. Ich weiß das sehr bei ihnen zu schätzen, die instinktmäßige Abneigung diesem Bürgerlichen gegenüber; Sie sind von höherem Adel, das hat Mama mir schon gesagt, und die Art und Weise, wie Sie dem Maulwurf begegneten, bestätigt dies."

„Wie thöricht!" dachte Isabella, „er ist mein Freund; er verachtet mich und mir müßte daran liegen, daß auch andere ihm diese Verachtung heimzahlen, und doch widert es mich an, einen Laffen wie Sosthenes, der nicht in seinem Schatten stehen darf, noch weitere Beachtung zu schenken."

„Waren Sie diesen Sommer in Paris bei den Rennen?"

Während Granjacs Lippen, durch diesen Strohhalm geöffnet, einen nicht mehr zu bändigenden Wortstrom von sich gaben, sprang Fides nach rechts und links, niemand kümmerte sich um ihn. Alfred und Valentine waren zu eifrig mit ihren Steinen beschäftigt; Granjac hatte tausend Dinge von Longchamps zu erzählen, und Isabella, die ihren Schritt beschleunigte, um den andern näher zu kommen, suchte mehr deren Gespräch als dem ihres Kavaliers zu folgen. Der Baron zeigte Jeanne seine Kulturversuche, und so konnte Fides ein schlummerndes Kalb anbellen, eine Kette Feldhühner aufjagen oder einen Hirtenknaben in Schrecken setzen. So lange man sich ihm nicht widersetzte, war er unschädlich; plötzlich aber wurden die Spaziergänger durch einen durchdringenden Schrei in ihrer Unterhaltung gestört; einige Schritte entfernt in einem Hohlweg hörte man lautes Bellen, ängstliches Geschrei und bösartiges Gekläffe.

Alfred und Sosthenes sprengten rasch hin. Zuerst sah man nichts als den rohhaarigen Leib des großen Thieres und einen blauen Kittel; näher kommend sahen sie einen Knaben von vielleicht zwölf Jahren am Boden liegen, während rechts und links allerlei Kleinigkeiten aus dem Korbe eines Hausierers zerstreut lagen. Fides, brüllend vor Wuth, hatte das arme Kind zu Boden geworfen und würde es zerrissen haben, wenn Alfred nicht dazwischen getreten wäre, und einen Stock nehmend, hiermit das Thier gehörig bearbeitet hätte, während er das Kind zu befreien suchte. Ein kleiner Köter stand in einiger Entfernung laut heulend.

„Der Hund, der Hund!" schrie Sosthenes. „Herr Brons, wissen Sie wohl, was Sie thun? Sie schinden und tödten das Thier!"

Heulend zog Fides sich zurück, und Valentine, welcher er stets gehorchte, gebot ihm, still zu liegen. Sosthenes streichelte ihn und untersuchte ihn, ob er nicht etwa verletzt sei, während Alfred das blutende Kind zu einem nahen Bächlein trug.

„Das arme Thier!" wiederholte Sosthenes.

„Sagen Sie lieber, das arme Kind!" verbesserte ihn Isabella, die zu ihrer Freude sah, wie Jeanne Alfred half, die Wunden des Kindes auszuwaschen, so daß ihre Hilfe wohl entbehrt werden konnte.

Der Baron machte nun Valentine Vorwürfe über das schlechte Betragen ihres Hundes, aber Sosthenes versicherte ihm, daß er ganz gewiß unschuldig sei.

„Von wem ist denn der Knabe?" fragte Isabella.

„Er wohnt hier am Ende unseres Dorfes", antwortete Valentine, „es ist ein armer Knabe, der diese Kleinigkeiten bei den Bauern verkauft; sein Vater ist todt und er sorgt für seine Mutter und sein Schwesterchen, soviel er nur kann. Es thut mir sehr leid, daß dieses vorgefallen ist. Aber warum haben Sie Fides mitgenommen? Er gehört ja Ihnen!"

[illegible] ihn Herrn de Granjac anzuhängen, damit er besser erzogen wird," sagte Isabella lächelnd.

Inzwischen kam Alfred mit dem Kinde zurück, das sich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte.

„Ich werde den Knaben wohl tragen müssen," sagte Alfred.

„Ihre Hand blutet, sind Sie auch gebissen?" fragte der Baron.

Isabella war todtenblaß, als sie nach der Wunde sah.

„Nein, ich glaube eher gekratzt; das Thier hat Tatzen wie ein Löwe."

„Ich werde Sie verbinden, hier ist mein Taschentuch!" sagte Valentine, und begann in recht ungeschickter Weise die Hand mit dem Tüchlein zu verbinden.

„Bitte, Isabella, helfen Sie mir. Ich kann nicht damit fertig werden."

Schweigend kam die Gräfin de Maren dieser Aufforderung nach und Alfred hatte nur ein kühles Dankeswort für sie übrig, während er zu Valentine aber lächelnd sagte: „Selbst wenn die Wunde nicht so unbedeutend wäre, wie sie in Wirklichkeit ist, so konnte sie doch keine schlimmen Folgen haben, da sie nun mit Ihrem Tuchlein verbunden ist."

„Das haben Sie von Sosthenes gelernt," sagte Valentine lachend.

Isabella zog sich zurück und fühlte einen peinlichen Stich in ihrem Herzen, den sie noch nie zuvor empfunden hatte.

„Die Zeit ist schlecht gewählt für zu viele Komplimente, das ist wahr, mein Fräulein! Bitte, zeigen Sie mir sein Haus; dann werde ich den Knaben hintragen."

„Und wie soll ich Fides mitbekommen? Armes Thier! Das hast du nicht verdient; der Köter ist ihm gewiß zu Leibe gegangen und der Bengel kam mit einem Stock dazwischen; er hat es nicht besser verdient".

„Wahrlich, Chevalier!" sagte Alfred spöttisch, „wenn je ein Tugendpreis ausgesetzt wird für liebevolle Behandlung der Thiere so werde ich darauf antragen, daß Sie die erste Medaille bekommen!"

„Barbar!" murmelte de Granjac in den Bart, „als wenn die Welt nicht voll wäre von dem Kindergesindel, aber wo findet man einen Hund wie diesen?"

Der Thee wurde auf der Terrasse serviert, und ganz natürlich war das mit dem Hunde Vorgefallene der Hauptgegenstand der Unterhaltung. Sosthenes jammerte über den Hund, Alfred gab ihm manche scharfe Antwort, und Valentine versicherte, daß sie nichts mehr von dem Hunde wissen wolle. Isabella wollte es auch nicht mehr und trug de Granjac auf, ihn zu verpflegen; dieser war darüber so entzückt, daß er, während Isabella und Valentine im Salon ein Duett sangen, sich dem verhaßten Nebenbuhler näherte und ihm versicherte, daß er noch nie ein Mädchen gefunden habe wie Isabella, und sicher hoffe, sie baldigst mit dem Anerbieten seiner Hand zu überraschen.

„Gilt die hohe Ehre ihr oder dem Hund?" fragte Alfred kurz angebunden, „an Ihrer Stelle würde ich vorläufig zufrieden sein, wenn ich Fides gelehrt hätte, seine Krallen etwas manierlicher zu gebrauchen."

„Und welchen gebe ich den Vorzug" dachte Alfred, zu der schönen Gestalt seiner Frau hinüberschauend, „den Tatzen des Hundes oder den Nägeln ihrer blanken Hand?"

Das Duo war zu Ende und Valentine flüstert Isabella ins Ohr:

„Finden Sie Sosthenes nicht abscheulich? Brons fragte mich, ob Sie ihn gern hätten, aber ich sagte nein, tausendmal nein! Welcher Unterschied zwischen beiden, nicht wahr? Er hat mir Wunderdinge von den Steinen erzählt, die ich nie geahnt hätte. Und das geht ihm so ganz anders von den Lippen als der langweiligen Miß Shadow. O, wenn ich ihn zum Lehrer gehabt hätte, Isabella, so wäre ich nicht so dumm geblieben, das können Sie mir glauben! Aber bewundern Sie ihn nicht? Ja, Sie sind mit vielen Gelehrten schon zusammengekommen, daß Sie daran gewöhnt sind, aber ich kenne ihrer so wenig."

Gerade traten die Herren, die während des Duetts auf Valentines Bitte auf die Terrasse verbannt waren, ein und nun war an ihnen die Reihe, etwas vorzutragen.

Sosthenes begann mit einem dünnen, scharfen Stimmchen ein monotones Couplet herzuleiern, ein Stück, das seinen kurzen Ruhm schon längst überlebt hatte.

„Und den Rest schenke ich Ihnen", rief Valentine mit ihrer gewohnten Freiheit nach dem dritten Couplet, „und jetzt ist es an Ihnen, Herr Brons, was soll ich Ihnen denn Schönes vorsetzen?"

Alfred ließ sich nicht bitten und sang mit seiner tiefen, klangvollen Baßstimme: „Ich grolle nicht" von Schumann.

Valentine, die sonst bei musikalischen Vorträgen kaum zu schweigen vermochte, blieb beim Klavier stehen, mit zitternden Lippen und glänzenden Augen.

„Das ist mehr als herrlich, das ist Poesie!" rief sie aus; „Isabella", aber diese war ins Freie getreten und saß bei den älteren Damen, aufmerksam ihrem Gespräche lauschend; es war dunkel und niemand konnte daher den Ausdruck ihres Gesichtes bemerken während des Gesanges, welcher sie traf in der Tiefe ihres Herzens.

Am folgenden Morgen sehr früh ging Isabella zur Kirche des nahen Dorfes; sie fühlte das Bedürfnis, im stillen Gebet zu überdenken, was ihre Pflicht sei. Das brauchte sie nicht zu fragen, aber wie sollte sie diese Pflicht mit ihrem Stolz in Einklang bringen? Das Gebet schenkte ihr daher keine Erleichterung, denn der Hochmuth herrschte noch als unumschränkter Gebieter in ihrem Herzen, und sie mußte durch gewisse Trugschlüsse die Stimme der Pflicht zum Schweigen zu bringen.

Bei der Rückkehr zum Schloß machte sie einen Umweg und trat in die Hütte, wohin Alfred gestern den kleinen Charles getragen hatte; sie sprach mit der Mutter, streichelte den armen Knaben, überzeugte sich, daß sein Zustand befriedigend sei, und ließ beim Fortgehen ein Almosen zurück.

Von den Segenswünschen der armen Frau begleitet, schlug sie den Weg zum Schlosse ein. Halbwegs angekommen, entdeckte sie eine Männergestalt, worin sie sogleich Alfred erkannte. Ihm auszuweichen war schwer, und sie schickte sich an, schweigend an ihm vorbeizugehen, aber sie fühlte, wie alles Blut aus ihren Wangen wich und wie ihre Knie zusammenknickten. Warum konnte sie ihm nicht so gleichgültig entgegentreten als zum Beispiel dem Sosthenes?

Er grüßte, als er sie sah, und eher stillstehend, sagte er: „Gräfin Isabella!"

Der spöttische Ton, den sie in den Worten zu finden glaubte, that ihr wehe.

Schweigend blieb auch sie stehen und sah ihn fest an.

„Es thut mir leid, daß unsere Wege sich wieder gekreuzt haben," fuhr er fort, „aber ich sehe nicht ein, warum wir einander in Gesellschaft Fremder als Feinde betrachten müssen. Ich werde zwar heute schon wieder abreisen, aber wer weiß, wie bald wir schon wieder irgendwo in Berührung kommen. Solch ein steifes Verhältnis zwischen Landsleuten muß Aufsehen erregen: suchen wir es daher zu vermeiden!

„Ich kann keine Komödie spielen, ich habe genug davon," gab Isabella mit matter Stimme zur Antwort.

„Nun, es ist mir schon recht! Eine Entdeckung unseres Geheimnisses ist für Sie unangenehmer als für mich."

Er nahm seinen Hut flüchtig ab und setzte seinen Weg fort zur Hütte, woraus er Isabella kurz vorher kommen sah.

Nach dem Frühstück fuhr Alfred fort, nachdem er erst das Versprechen entgegengenommen hatte, daß die Familie de Mirecourt mit ihren Gästen kommen würde, um ihm einen Gegenbesuch abzustatten und die Minen in Augenschein zu nehmen..

Isabella glaubte, daß es ihr eine Erleichterung sein würde, den Wagen fortrollen zu hören, womit er sich entfernte; aber es war im Gegentheil eine Leere, die sie empfand, als sie sein höchst geistvolles Antlitz und seine wehmüthigen Augen in der Gesellschaft nicht mehr erblickte, die Gespräche schienen ihr fade und unbedeutend. Gestern abend hatte er sich mit dem Baron eifrig unterhalten über Politik, Geschichte und Literatur, wobei Sosthenes fortwährend gähnte und sie fragte, ob sie den Maulwurf — er wiederholte den eigenen „Witz" bis zum Uebelwerden — nicht schrecklich pedantisch finde.

Einige Tage vergingen, und zu ihrer Verwunderung bemerkte Isabella, daß ihre Tante sich sehr für die Mine interessierte, worin Alfreds Erfindung neues Leben gebracht hatte, und daß sie daher mit dem Plane sehr einverstanden war, den versprochenen Besuch abzustatten; der Tag wurde festgesetzt, und Isabella durfte nicht zu Hause bleiben, ja, sie wollte es nicht einmal, ohne sich über den Grund dieses Verlangens Rechenschaft geben zu können. Es war ihr peinlich, Valentine so erregt zu sehen und unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit zu erfahren, daß der Vornahme des Ingenieurs Alfred sei.

„Alfred, allerliebst! Gerade für ihn passend, nicht wahr?"

„Pfui, wie kindisch, Valentine!" rief Isabella und sie freute sich im stillen, daß ihr Aufenthalt bei den Mirecourts nicht mehr lange dauern würde, denn sie fand die sogenannte Naivität des jungen Mädchens auf die Dauer recht langweilig.

Frau de Mirecourt blieb zu Hause, aber Madame Ducombel ließ sich nicht zurückhalten; auch Sosthenes, der sich über Fides Zustand ein wenig beruhigt hatte, beschloß, der Gesellschaft die Ehre seiner Gegenwart zu gönnen. Ein paar Damen aus der Nachbarschaft schlossen sich an und es war mithin ein stattlicher Zug, der sich zur Station begab, um mit der Bahn bis N. zu reisen, von wo man an die ausgedehnte Heide, worin sich die Grube befinden mußte, kam.

Dem Bewohner der Heide ist sein Fleckchen Erde ebenso lieb und theuer als dem Seemann das Meer oder dem Tiroler sein heimathliches Gebirge, aber für die verwöhnten Herrschaften, die von den blühenden, fruchtbaren Ufern der Loire kamen, konnte die kahle, dürre, fahle Fläche keinen anderen Reiz als den der Neuheit haben. Das Dörfchen, in dessen Nähe das Werk lag, sah ärmlich und verfallen aus. Weiter hinaus war das Fahren beschwerlich, und so beschloß man, die kleine Strecke Weges, die noch übrig blieb, zu Fuß zurückzulegen.

Der Baron führte Madame Ducombel, die anderen folgten in buntem Durcheinander; bald erblickte man die hohen Schornsteine und die kleinen Häuser der Bergleute, die lange verlassen gestanden hatten und doch nun wieder bewohnt waren, links war eine kleine Oase in dieser Miniaturwiese; man sah dort Gesträuche und Bäume und dazwischen eine Art Ruine, eine weiße Mauer mit zwei Fenstern, die ziemlich modern aussahen und sich in einem Wasser spiegelten, das früher vielleicht der Graben gewesen war, der sich um die Mauern eines mittelalterlichen Schlosses hinzog.

„Da wohnt der Herr Ingenieur", sagte der Mann, der die kleine Gesellschaft herumführte, und alle sahen neugierig zu dem verfallenen Thürmchen, das zwischen Laubwerk und Efeu verborgen lag.

„Nun sind die Herrschaften gleich am Ziele," sagte der Führer.

Am Eingang der Mine angekommen, empfing sie der Aufseher mit der Nachricht, daß der Ingenieur gerade in der Mine beschäftigt sei, mit einem Herren, die aus Paris gekommen seien, aber er wollte ihn gern rufen, was er sogleich that, indem er eine große Glocke in Bewegung setzte. Inzwischen bewunderten die Damen das rege Leben, das hier oben herrschte, das Auf- und Niedergehen der Kohlenwagen, und manche schauderten zusammen beim Anblick des Abgrundes, der zu ihren Füßen gähnte. Einige Minuten später kam aus der Tiefe ein Kasten hervor, worin Alfred saß er grüßte die Anwesenden freundlichst, als er, noch einige Meter unter dem Boden, ihrer ansichtig wurde, und sprang dann aus dem Gefährt heraus.

Er war ganz in Arbeitskleidung, eine blaue Bluse umschloß seine Glieder, eine grobe Mütze bedeckte seine wirren Locken; Gesicht und Hände trugen noch die Spuren der Steinkohlenschwärze; er entschuldigte sich bei den Damen über diese Toilette, aber Valentine raunte Isabella übermüthig ins Ohr:

„Ich habe den Ingenieur noch nie so hübsch gefunden als heute, er sieht gerade aus wie ein verkleideter Prinz."

Isabella gab keine Antwort, aber sie schwieg nicht deshalb, weil sie die Ansicht ihrer Freundin nicht theilte.

„Sie überfallen mich wirklich, Herr Baron!" sagte Alfred, „es thut mir leid, denn jetzt werde ich Sie nicht so empfangen können, wie ich wünschte."

Er rief einen der Arbeiter und sandte ihn mit Aufträgen fort.

„Und scheuen Sie sich nicht, unter die Erde hinabzusteigen, gnädige Frau?" sprach Alfred, zu Madame Ducombel sich wendend.

„O nein, ich bin siebzig Jahre alt geworden, ohne einmal zu sehen, was sich unter unserer Erdkruste birgt, und nun es vielleicht bald Zeit wird, mich auf immer dort unten zu betten, möchte ich mir die Stätte einmal ein wenig näher ansehen."

„Wie können Sie nur so reden, Madame, wir wollen hoffen, daß Sie noch lange hier oben weilen mögen. Aber wissen die Damen wohl, was ihrer da unten wartet? Sie sehen es an meiner Toilette."

„O, das macht nichts aus!" rief Valentine, „ich hoffe, daß die Steinkohlenschminke mir doch auch so gut stehen wird...."

Ein Händedruck Isabellas schloß ihr den Mund; niemand schien das mehr aufrichtige als passende Kompliment des Schreckenskindes gehört zu haben.

„Wir haben unsere Staubmäntel mitgebracht und Kopftücher."

„Nun, so bitte ich Sie, meine Damen, Ihre Hüte der Sorge meines Groom anzuvertrauen, er wird sie in meinem Salon unterbringen, wo ich Sie nachher alle zu empfangen gedenke." —

Es geschah, wie er anordnete: die Herren bewaffneten sich mit Ueberziehern, die Damen mit Regenmänteln und die Niederfahrt nahm ihren Anfang; Sosthenes sah sich als Theaterhelden an und sprach von Orpheus, wie er wohl einst in die Unterwelt stieg.

„Wäre Fides nur dabei," sagte Valentine, „dann hätten wir einen Cerbekus. Herr Brons ist Pluto. Und Proserpina?"

„Glauben Sie nicht," sagte de Granjac leise zu Isabella, „daß Fräulein de Mirecourt gern bei diesem Pluto die Rolle der Proserpina übernehmen würde?"

„Ich glaube es kaum," war die kurze kühle Antwort Isabellas.

„Weil sie von Adel ist? Nicht alle haben so hohe Ideen wie Sie. Valentine hat etwas Bürgerliches an sich, sagt Mama immer, aber Sie sind ganz und gar die große Dame. Ich verabscheue Mesalliancen und verachte alle, die sich so erniedrigen."

„Sie vergessen, Chevalier, daß meine Tante dieses Verbrechens sich schuldig gemacht hat, und niemand, möchte ich glauben, hat das Recht, sie nicht hoch zu schätzen."

„Pardon! Ich wußte nicht...das ist so lange her..." stammelte der Junker ganz aus dem Felde geschlagen.

„Sie werden unten einen guten Bekannten antreffen," sagte Alfred zu Madame Ducombel. „Herr Professor Breval aus Paris, der mit einem seiner Kollegen mir auch einen Besuch abgestattet."

„So, das freut mich."

Man langte in verschiedenen Abtheilungen unten an; die Bergleute mit ihren Lampen, welche auch nach der Erfindung Alfreds eingerichtet waren, führten die Gesellschaft durch die Gänge der alten Mine, bald trafen sie mit den Pariser Herren zusammen und setzten nun gemeinsam die Tour zu dem neuangelegten Theile fort.

Isabella begann je länger je mehr Respekt und Interesse für Alfreds Kenntnisse zu bekommen, während er allerlei wissenschaftliche Details in geläufigem Französisch den gelehrten Herren und dem Baron mittheilte.

Sosthenes fand es grenzenlos langweilig; er interessierte sich hauptsächlich für den Pferdestall und bedauerte von Herzen die armen Thiere, die verurtheilt waren, ihr Leben unter der Erde zuzubringen.

Als sie durch einen funkelnagelneuen Gang kamen, strauchelte Isabella ein wenig, Alfred, der gerade am Erklären war, stand fast neben ihr. Er streckte unwillkürlich die Hand nach ihr aus und fragte dann in holländischer Sprache, ob sie sich wehe gethan, in einem Tone so voll zärtlicher Theilnahme, daß Isabella plötzlich ein Gefühl hatte, das ihr bisher fremd geblieben war, ein seliges Gefühl, das jedoch nur einen Augenblick ihr Herz durchglühte, denn gleich fielen ihr die Worte ein: „Wir müssen uns in Gegenwart Fremder nicht als Feinde betrachten."

„Danke, mir fehlt nichts," war die eisig kühle Antwort.

Er setzte seine Erklärungen fort, scherzte mit Valentine und den anderen Damen, aber würdigte sie keines Blickes mehr, und Isabella fühlte sich je länger, je einsamer; die grauenerregende Finsternis umher schien ihr ein Bild ihres künftigen Lebens; die Lampen warfen ein spärliches Licht, aber wenn der Brennstoff fehlte, was dann?

„Ich glaube, daß wir nun genug umhergeirrt sind," sagte Alfred, „die Hauptsache haben wir gesehen, und ich fürchte, daß das übrige sie langweilen würde. Wir wollen daher zum Licht zurückkehren."

Man erhob keinen Widerspruch, im Gegentheil! Jeder war froh, dem Dunkel zu entkommen, und die grüne, von der Sonne beschienene Erde wieder zu sehen.

„O, wie ist die dürre Heide nun schön, und eben fand ich sie abscheulich!" jubelte Valentine mit kindlicher Freude, als sie wieder oben angelangt waren.

Alfred lächelte ihr freundlich zu und sagte:

„Diese Empfindung habe ich jeden Tag, das ist das Vorrecht jener, die lange das entbehren müssen, was sie nicht mehr erfreut, da sie es immer vor Augen haben."

„Finden Sie die Welt denn auch noch schön, Herr Brons?" fragte ihn Sosthenes. „Ich dachte, daß Sie nichts mehr bewundern können als die schwarzen langen Kohlengänge mit ihren schmutzigen Stufen."

Und mit einem Seufzer und mit Wehmuth betrachtete er seinen hellgrauen Ueberzieher und seine zierlichen Schuhe, die bei der unterirdischen Reise schlecht wegkamen.

Valentine lachte, daß es schallte, und Alfred versprach ihm eine Bürste und was er sonst brauchen möchte.

„Verzichten Sie jetzt darauf, Trüffelingenieur zu werden?" fragte Isabella.

„Trüffelingenieur, was ist das?" fragte ungestüm Valentine.

„Junker Sosthenes wollte sich mit Hilfe seines Hundes Fides dazu ausbilden, wie er mir anvertraute."

„Der Teufel hole alle Ingenieure!" murmelte er zwischen den Zähnen, aber es half ihm nichts; für den Rest des Tages behielt er diesen Spottnamen als Ehrentitel.

Man begab sich nun zur Oase, die man jetzt wohl im Vergleich zu der dunklen Mine ein Paradies nennen durfte, und erstieg die verwitterten, unter Gras und Blumen verborgenen Stufen, die zu einem vernachlässigten Garten führten, aus dessen Bäumen das Häuschen zwischen den großen, schwarzen Mauern der verfallenen Burg auftauchte.

Es war zwar nur einstöckig, aber da der ganze Garten hoch lag, machte es, von der Heide aus gesehen, den Eindruck eines kleinen Thurmes; nur ein Zimmer befand sich zu ebener Erde, von Alfred als Salon bezeichnet. Aus dem Fenster hatte man einen hübschen Fernblick über den kleinen See, der, von zwei Seiten mit Unterholz bewachsen, weithin ein ausgedehntes Heidepanorama darbot.

Die Möbel waren einfach und ländlich; eine Matte bedeckte den rothen Steinboden; der Schreibtisch war mit Papieren überhäuft; darüber hing eine gute Photographie des alten Brons, eine Abbildung von Schloß Dorenzathe daneben; überall sah man Blumen in Vasen und Ampeln; das war der einzige Schmuck des mit größter Einfachheit möblierten Zimmers.

„Nehmen Sie Platz, so gut es eben geht, und entschuldigen Sie mich einen Augenblick," sagte Alfred, rasch durch eine Seitenthür verschwindend.

„Wie einfach es hier ist!" rief Valentine.

„Er lebt wie ein Einsiedler," sagte der zweite Ingenieur, ein artiger Mann, der mit Alfred die Honneurs wahrnahm.

„Ich glaubte, er sei reich," bemerkte Herr Breval.

„Sein Vater soll es sein; vielleicht hat er früher, als er noch Student war, etwas zu viel Geld gebraucht, so daß er jetzt dafür büßen muß, denn für sich hat er keine Bedürfnisse und er verdient doch viel Geld."

Isabella ging zum Fenster, blickte hinaus und fragte sich recht erstaunt, wozu er das Geld eigentlich brauche.

„Ein lieber Mensch!" sagte Madame Ducombel.

„Ein Gelehrter aus der guten alten Schule," fügte der Professor hinzu.

„Er wird von seinen Arbeitern auf den Händen getragen und vermag alles bei ihnen," erzählte der Ingenieurgehilfe, „doch gibt er wenig Geld für sich aus."

„Hat er sich vielleicht mit seinem Vater überworfen?"

„Im Gegentheil, er schreibt ihm viel! Da hängt sein Porträt. Er ist ein indischer Nabob und Herr Alfred Brons soll ein Kreole aus Java sein."

„Ein Kreole von Java, — wußten Sie das schon, Isabella?"

Madame Ducombel lächelte.

„Aber, Valentine, wie kann ich das wissen, was auf den Ingenieur Bezug hat!" entgegnete Isabella.

„Schade, daß Sie so wenig für ihn eingenommen sind!"

„Wenn die Damen sich vielleicht erfrischen wollen," schlug der zweite Ingenieur vor, „am Ende des Gartens ist eine kleine Wirthschaft, wo ich meine Zimmer habe, und Herr Brons hat dafür gesorgt, daß dort das Nöthige sich vorfindet, um alle Spuren Ihrer beschwerlichen Reise zu verwischen."

Alle nahmen das Anerbieten dankend an, Madame Ducombel und ihre Nichte ausgenommen, die versicherten, keiner Erfrischung zu bedürfen; kein Fleckchen war an ihren Kleidern noch an Gesicht und Händen zu entdecken. Die alte Dame war bald mit dem Baron und dem Professor in eifrigem Gespräch, das halblaut geführt wurde; Isabella setzte sich an's Fenster und blickte wieder hinaus.

Sie stellte sich vor, daß dies ihr Haus sei, dort, dem Schreibpult gegenüber, hatte ihre Phantasie ein Klavier hingezaubert. Alfred war in seine Arbeit vertieft und sie mufizierte oder saß auch hier neben ihm mit einer Handarbeit. Er blickte bisweilen von seiner Arbeit auf, um sie anzusehen wie soeben in der Mine, als es eine Sekunde lang heller Tag ward in der tiefen Finsternis.

Solch ein Leben hier in dem einsamen Heidelande fand sie doch lange nicht so trüb und monoton als das andere, das in Wirklichkeit ihr Theil war.

Aber es war ein Traum. Alfred trat ein, ganz erfrischt und umgekleidet; er bemerkte ihre Gegenwart nicht und trat zu den andern, bis die jüngeren herbeikamen, alle in der fröhlichsten Laune, mit Ausnahme des Sosthenes, dessen Ueberzieher einen unersetzlichen Schaden davongetragen hatte.

Als sie sich alle eingefunden hatten, ersuchte sie Alfred, hinauszutreten; im Gras, unter dem Schatten der Aepfel- und Birnbäume, stand ein langer gedeckter Tisch, und die beiden Ingenieure nahmen die Ehre des Hauses mit ebensoviel Takt als Herzlichkeit wahr.

Das Mahl, das ihrer harrte, war ländlich aber gut; die Stimmung so fröhlich, wie man nur wünschen konnte. Alfred, der zwischen Madame Ducombel und Valentine saß, mußte von seiten der letzteren ein wahres Sturzbad von Fragen über sein Vaterland über sich ergehen lassen, ob z. B. in Java die Löwen in den Straßen herumliefen und die Schlangen aus den Gossen herauskröchen, warum er nicht statt eines Hundes einen Tiger mitgebracht habe, und so tausend Dinge mehr.

Es waren thörichte Fragen, aber sie kamen so naiv und kindlich von ihren Lippen, daß jeder darüber lachen und Valentine für ein allerliebstes Mädchen halten mußte. Isabella fühlte recht gut, daß sie daneben in ihrer kalten stolzen Haltung und der Sprödigkeit, womit sie fast alle Speisen unberührt vorübergehen ließ, eine traurige Figur machte; aber sowohl das Essen als das Plaudern wurden ihr schwer. Sosthenes war so albern und der Professor neben ihr so gelehrt; Alfred dagegen wußte jedem gegenüber den richtigen Ton zu treffen; er verstand es, sich mit allen über alles zu unterhalten. Kein Wunder, daß er sie je länger, je unbedeutender finden mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gemüthsmensch.

„Ja, wie kommen denn Sie ins Theater?" — „Ich habe sieben Verwandte aus der Provinz da und muß ich sie doch ausführen!" — „Ja, wo haben Sie denn die, ich sehe niemand!" — „O, die sind oben auf der Galerie!"

Die Sozialdemokraten und ihre Väter.

Erzählung von Konrad v. Bolanden

Erster Teil.

VI.

Aus dem Arbeiterbildungsverein.

Fortsetzung.

„Wenn dagegen der Professor sagt, es habe eine Zeit gegeben, wo auf unserer Erde kein vernünftiges Wesen, und weiter zurück, wo nicht einmal ein lebendes Wesen gewesen sei, so stimmt das überein mit der biblischen Schöpfungsgeschichte. Die heilige Schrift lehrt ausdrücklich, daß Gott erst am fünften Tage lebende Wesen, und am sechsten den Menschen geschaffen habe. Was demnach die wissenschaftliche Forschung jetzt erst entdeckt, das hat bereits vor Jahrtausenden der von Gottes Geist erleuchtete Moses niedergeschrieben."

„Herr Ehrwart, ich danke Ihnen für die Belehrung!" sagte Kip. „Ich merke, Professor Oechsel ist in manchen Stücken auf dem Holzwege."

„Und ich möchte Sie bitten, die Schule der Entchristlichung nicht weiter zu besuchen," mahnte Herr Gottfried. „Sie kennen wohl das Sprichwort und dessen Bedeutung. Es bleibt immer etwas hängen. Obwohl sie den nichtswürdigen Vorträgen mit dem Vorsatze beiwohnen, sich nicht verderben zu lassen, so können Sie doch nicht verhüten, daß sich allmählich Giftstoffe ansetzen, und so Ihre religiöse Ueberzeugung langsam untergraben wird."

„Das gibt's bei mir nicht!" versicherte Kip mit stolzem Lächeln. „Ich bleibe, was ich bin und müßte auf den Kopf gefallen sein, wenn Professor Oechsel, trotz seiner Gelehrsamkeit, mich anders machen könnte. Bitte, mich etwas höher zu taxieren, wie ein Schilfrohr."

Ehrwart musterte scharf den Tuchwalker, dessen leichtfertige und dreiste Art ihm sehr mißfiel."

„Sie haben doch selbst Ihr Urvermögen bekannt, Oechsel's Einwürfe widerlegen zu können, folglich sind dieselben Ihrer Glaubensüberzeugung gefährlich. Wer die Gefahr nicht meidet, nicht einmal fürchtet, sein Höchstes zu verlieren, der handelt leichtsinnig, vielleicht sogar gewissenlos."

In Kips Augen funkelte es giftig. Er senkte den Blick und schwieg. Dem Direktor entging nicht diese bedeutsame Gemütsbewegung und seine Meinung über den Walker sank noch tiefer.

„Anna," wandte er sich an das Mädchen, „du hast zum Bräutigam dir einen jungen Mann gewählt, der leichten Sinnes der Wahrscheinlichkeit sich aussetzt, das wichtigste und höchste zu verlieren, die religiöse Ueberzeugung. Wer dies tut, kann mir nicht gefallen. Du und deine Vorfahren sind seit Jahrhunderten mit mir und meinen Vorfahren verbunden durch den katholischen Glauben, sowie durch genossenschaftlichen Verband des Hüttenwerkes. Außerdem bist du elternlos, was meine pflichtschuldige Teilnahme für dich noch erhöht. Demzufolge warne ich dich. Nomehr! So weit ich hiezu berechtigt bin, heiße ich dich, zu Kip jede nähere Beziehung aufzulösen. Sei klug und verständig! Verscherze nicht durch wandelbare Herzensneigung dein zeitliches und ewiges Glück."

Nach diesen Worten verließ er die Stube.

In Kips Zügen und Blicken loderte verhaltener Zorn. — Anna saß auf der Bank und weinte.

Der Wappenschmied stand schweigend und beobachtete beide aufmerksam.

„Ich bedauere sehr die geringe Meinung des Herrn Ehrwart über mich," unterbrach Kip das Schweigen. „Die Zukunft wird zeigen, daß er mir großes Unrecht getan. Wenn du übrigens Herrn Ehrwart mehr glaubst, als mir, dann stehe ich es dir anheim, unser Ehversprechen zu lösen.